

PETRA DURST-BENNING

Heimatsommer

Petra
Durst-Benning

HEIMAT SOMMER

Roman

blanvalet

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026
Copyright © 2026 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Gisela Klemt
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign
Umschlagmotiv: AdobeStock (Mimomy, miko,
Modern Design & Foto, Suraphol, lcrms)
Umschlaginnenseiten: AdobeStock
(Amidco, Irina, newmin, dannywilde)
BSt · Herstellung: AnG
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7645-0892-0

www.blanvalet.de

Schließe ab mit dem, was war.
Sei glücklich mit dem, was ist.
Und sei offen für das, was kommt.

❧ Kapitel 1 ❧

Goldberg, Ostern 1980

Wie immer, wenn sie mit ihren Eltern telefoniert hatte, wurde Agnes von einer Woge Heimweh überrollt. Nein, es war eher eine Mischung aus Heimweh und schlechtem Gewissen, korrigierte sie sich, während sie den Weg, der durch die Weinberge der Kleinstadt Goldberg führte, hinaufging.

Es war ein Ostersonntag wie aus dem Bilderbuch, sonnig, warm, mit blühenden Obstbäumen und einem blauen Himmel, der nur von einzelnen Schäfchenwolken getüpfelt wurde. An solchen Tagen entstanden Frühlingsgedichte, wie sie große Poeten wie Eduard Mörike oder Heinrich Heine geschrieben hatten.

Agnes war jedoch nicht poetisch zumute, sie wollte lediglich ihren Gedanken freien Lauf lassen. Und das gelang ihr am besten in den Weinbergen entlang der Hänge des Remstals. Ganz oben gab es etliche Hütten, sie gehörten den Goldberger Winzern, von denen der eine mehr Rebzeilen besaß, der andere weniger.

Vor einer dieser Hütten stand eine silbern verwitterte Holzbank, sie war Agnes' Lieblingsplatz. Dort, wo man dem Himmel ein Stückchen näher war, hatte man einen herrlichen Weitblick. An klaren Tagen bildete sich Agnes sogar ein, bis ins Elsass schauen zu können.

Das Elsass ... Sofort krampfte sich Agnes' Herz leicht zusammen. Oder war es nur die Steigung des Weges, die ihr zu schaffen machte? Sie holte einmal tief Luft. Feiertage ohne ihre Familie, daran würde sie sich erst noch gewöhnen müssen.

An Weihnachten hatte sie frei gehabt und nach Hause fahren dürfen zu den Mazeaus, ihrer großen und geliebten Familie. Doch nun erlebte sie das erste Osterfest in der Ferne ohne sie.

Ostern war in ihrer Heimatstadt Colmar ein ganz besonderes Fest – wenn auf der Place de l'Ancienne-Douane ein großer, farbenfroher Markt stattfand, den Agnes immer mit ihren Freundinnen besucht hatte. Wenn es entlang des Flusses Lauch überall grünte und blühte, wenn in den Patisserien das typisch elsässische Lam-mala – auch Osterlammele genannt – angeboten wurde.

Agnes seufzte tief auf. Sie hätte gelogen, wenn sie behauptet hätte, das alles nicht zu vermissen!

Aber nun war sie hier, in Goldberg. Und so, wie es aussah, würde sie wohl noch ein Weilchen mit ihrem Heimweh samt schlechtem Gewissen klarkommen müssen. Vielleicht sogar für immer.

Auf halber Höhe blieb die Dreiundzwanzigjährige kurz stehen und schob die Ärmel ihres pinkfarbenen dünnen Pullis hoch. Dabei warf sie einen Blick auf ihre Armbanduhr. Es war kurz nach elf. Bei der Arbeit musste sie erst um vier erscheinen, denn da im Restaurant Traube, in dem sie als Beiköchin arbeitete, am Vorabend eine große Gesellschaft gefeiert hatte, hatte der Chef beschlossen, am Ostersonntag erst abends zu öffnen. Sie würde also ein oder zwei Stündchen in der Sonne sitzen können. Ein

bisschen Bräune tat ihrem Teint gut, dann kamen ihre blauen Augen, die sie mit einem intensiven hellblauen Lidschatten noch betonte und die Gustav so sehr gefielen, nämlich noch mehr zur Geltung.

Gustav ... Ein Grinsen ging über Agnes' Gesicht. Der Arme! Warum hatten seine Eltern ihm bloß so einen altmodischen Namen gegeben? O. k., er war schon dreißig, doch andere Männer in seinem Alter hießen Thomas oder Michael oder Stefan – aber Gustav? Nun zum Glück war Gustav selbst nicht altmodisch, und der Gedanke an ihn vertrieb bei Agnes jegliches Heimweh. An seine Stelle trat vielmehr ein aufregendes Ziehen in ihrem Unterleib. Wenn sie sich küssten, war dieses Gefühl noch intensiver. Dann konnte Agnes manchmal fast nicht an sich halten. Sie schritt schneller aus.

Oben an der Bank angekommen, breitete Agnes ein Taschentuch aus, auf das sie sich setzte. Es musste ja nicht sein, dass sie ihre neue blaue Strumpfhose, die sie unter dem Jeans-Minirock trug, an einem Holzspreiße! zerriss. Dass sie sich überhaupt so schick gemacht hatte, lag daran, dass sie zum Frühgottesdienst in der Kirche gewesen war, wo Gustav mit seinen Eltern in der ersten Reihe gesessen hatte.

Sie hatten sich verstohlen zugewandt, aber nicht miteinander gesprochen. Agnes war ein wenig enttäuscht gewesen. Im Stillen hatte sie nämlich gehofft, Gustav würde sie endlich seinen Eltern vorstellen – immerhin gingen sie jetzt schon sechs Monate zusammen!

Gustav, der Sohn des Goldberger Bürgermeisters Otto Spaich. Gustav mit seinen kastanienbraunen Augen, die sie immer so bewundernd anschauten. Gustav, der behauptete, dass er total in sie verknallt sei.

Agnes lächelte. Wenn sie ehrlich war, ging es ihr nicht anders. Und das zeigte sie ihm auch, wenn sie ihn heimlich besuchte – was immer nur möglich war, wenn seine Eltern nicht zu Hause waren. Ihre Maman hatte einmal zu ihr gesagt, Männer solle man ein wenig zappeln lassen. Auf diese Art habe sie sich den tollsten Mann von ganz Colmar geangelt – Robert Mazeau, der schon damals als junger Mann ein eigenes Restaurant besessen hatte. Aber das mit dem Zappeln lassen war doch heutzutage überhaupt nicht mehr angesagt, dachte Agnes, während ihr Blick über die gleichmäßigen Rebzeilen schweifte. Denn eigentlich ...

»Äh, hallo? Entschuldigung, was machst du hier?« Die Stimme riss Agnes aus ihren Gedanken. Sie hatte niemanden kommen hören oder sehen, doch vor ihr stand nun mit verschränkten Armen eine junge Frau und schaute sie stirnrunzelnd an. Sie musste ungefähr im selben Alter sein wie Agnes, hatte ihre kurzen Haare hochtoupirt und die Augen auffällig geschminkt.

Eilig sprang Agnes auf. »Sorry! Ich ...« Verlegen schob sie eine blonde Haarsträhne aus dem Gesicht. »Ich wollte ... Ich wusste nicht, dass ...«

Die junge Frau grinste. »Ist schon o.k., setz dich wieder! Wenn ich allein sein will, komm ich auch immer hier herauf. Die Hütte und der Weinberg haben meinem Vater gehört. Er ist vor ein paar Wochen gestorben, jetzt gehört alles mir ...« Während der letzten Worte war die junge Frau leiser geworden.

»Oh, das tut mir leid«, sagte Agnes und legte spontan wie zum Trost eine Hand auf den linken Arm der Fremden. Kurz zögerte sie, dann nahm sie das Angebot, sich wieder auf der Bank niederzulassen, an und zeigte neben

sich. »Willst du dich nicht auch setzen? Die Bank gehört ja schließlich dir.«

Die junge Frau lächelte. »Klar. Ich bin übrigens Helene.«
»Agnes!«

Für einen langen Moment saßen sie einfach nur da und schauten hinab ins Tal. Seltsam, dachte Agnes. Wenn sich zwischen Gustav und ihr Stille ausbreitete, hatte sie immer das Gefühl, etwas sagen, ihn unterhalten zu müssen. Er sollte sie schließlich nicht für langweilig halten. Dieses Gefühl hatte sie bei Helene nicht.

»Ich hab dich noch nie im Ort gesehen. Du bist nicht von hier, oder?«, fragte Helene schließlich. »Dein Akzent ... Kommst du aus Österreich?«

»*Mon dieu!*«, rief Agnes, entsetzt darüber, dass man ihren Akzent dermaßen missverstehen konnte. »Nein, ich komme aus dem Elsass, aus Colmar, genauer gesagt.«

Sie lachten.

»Und was hat dich hierher verschlagen?«, sagte Helene, während sie die Hosenbeine ihrer Jeans hochkrempelte.

»Ich bin in der Traube als Beiköchin angestellt, schon seit letztem Jahr«, sagte Agnes stolz. »Ich wollte unbedingt mal woanders arbeiten. Die Traube hat einen wirklich guten Ruf, ich hatte Glück.«

»Du bist allein von zu Hause weggegangen? Wow!« Helene warf ihr einen bewundernden Blick zu. »So was würde ich mich nie trauen. Bis auf eine Klassenfahrt nach Berlin bin ich aus der Ecke hier noch nicht rausgekommen.«

»Keine Urlaube an der Riviera oder in Holland? Kein Skifahren in den Alpen?« Agnes schaute die andere ungläubig an. Heutzutage reiste doch wirklich jeder!

Helene schüttelte den Kopf. »Meine Mutter ist gestor-

ben, als ich sieben Jahre alt war. Sie hatte ein schwaches Herz. Mein Vater war Handlungsreisender und viel unterwegs. Urlaub nahm er immer, wenn es im Weinberg viel zu tun gab. Er war dann froh, endlich mal zu Hause zu sein. Tja, und so saß ich in den Ferien halt hier, während meine Klassenkameradinnen Interrail-Touren durch Europa gemacht haben.« Sie seufzte tief. »Nachdem meine Mutter gestorben war, war der Weinberg das Einzige, woran mein Papa noch Spaß hatte – ansonsten konnte er sich zu nichts mehr aufraffen.«

Agnes hätte gern gefragt, warum denn der Vater auch schon gestorben war – er konnte noch nicht allzu alt gewesen sein. Doch sie wollte nicht weiter über den Tod reden, dafür war das Wetter heute viel zu schön!

»Meine Eltern nehmen es mir ziemlich übel, dass ich nach dem Ende meiner Ausbildung nicht in Colmar geblieben bin, vor allem, da das Restaurant, in dem ich gelernt habe, mich übernommen hätte. ›Eine französische Köchin in Deutschland – was für eine Verschwendung!‹, hat Vater vorhin noch gemeint, als wir telefonierten. Wenn es mich nach Lyon oder Paris gezogen hätte, hätten Papa und Maman das noch verstanden. Aber ein kleiner Ort im Schwäbischen! Er tut immer so, als hätte ich mich damit ins Unglück gestürzt. Dabei lag es doch nahe, nach Deutschland zu gehen – immerhin hab ich im Elsass in der Schule von Anfang an Deutsch gelernt.«

Sie lachten erneut.

»Ehrlich gesagt verstehe ich deine Eltern trotzdem. Goldberg ist wirklich nicht der Nabel der Welt«, sagte Helene dann. »Wie bist du ausgerechnet hierhergekommen?«

»Die Stelle hat mir Pascal, der Souschef, für den ich gearbeitet habe, vermittelt. Er selbst hat nach seiner Aus-

bildung auch zwei Jahre in der Traube gearbeitet und war sehr zufrieden. Dass Goldberg in der Nähe von Stuttgart liegt, fand er auch toll. Man sei schnell in der Stadt, wenn man was erleben will, hat er gesagt.«

»Und – hatte dieser Pascal recht?«, fragte Helene träge nach. Sie hatte die Augen geschlossen und hielt ihr Gesicht genau wie Agnes der Sonne entgegen.

»Keine Ahnung!« Agnes lockerte ihre Schultern, indem sie sie kreisen ließ. »In Stuttgart war ich erst einmal und das auch nur, weil ich eine neue Kochjacke gebraucht habe. Viel hab ich nicht von der Stadt gesehen. Ich musste schnell zurück und in die Küche ...«

»Na, vielleicht bekommst du in diesem Jahr ja nochmal die Gelegenheit hinzufahren«, frotzelte Helene.

Agnes stieß sie spielerisch in die Seite. Es tat gut, so unbefangen mit einer Gleichaltrigen zu plaudern, fand sie und dachte wehmütig an ihre Freundinnen zu Hause.

»Und du? Was machst du so?«, fragte sie dann.

»Ich?« Helene öffnete die Augen, schaute Agnes an. »Ich arbeite in einer großen Nelkengärtnerei in Waiblingen«, sagte sie stolz.

»Nelken?« Agnes schaute die andere mit großen Augen an. »Ich liebe Nelken! In Frankreich haben sie eine große Symbolkraft, sie stehen für die Liebe, aber auch für Solidarität und Mut.«

Helene nickte. »Nelken sind für mich die schönsten Blumen überhaupt. Wir züchten Edelnelken und geben ihnen wunderschöne Namen. Und dank spezieller Kühlsysteme beliefern wir damit die halbe Welt. Ich arbeite in der Exportabteilung, aber wer weiß – vielleicht steige ich sogar mal in die Geschäftsleitung auf? Zum Glück können Frauen heutzutage ja auch Karriere machen.«

»Na und ob!«, rief Agnes. »Meine Urgroßmutter hat sogar schon Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts Karriere gemacht. Sie gehörte 1902 zu den ersten Köchinnen, die ein eigenes Restaurant besaßen. Uroma Fabienne ist mein großes Vorbild.«

»*Chapeau!*, wie man bei euch so schön sagt.« Helene warf ihr einen wohlwollenden Blick zu. »So denken längst noch nicht alle. Einige meiner früheren Schulkameradinnen sind entweder schon verheiratet oder träumen davon – der eigene Erfolg ist denen nicht so wichtig. Hauptsache, der Mann verdient genug Geld beim Daimler!«

»Nun ja, man kann doch verheiratet sein und trotzdem arbeiten. Das macht meine Maman auch, und ich will das später nicht anders machen«, erwiderte Agnes. Bisher hatten Gustav und sie noch nicht übers Heiraten gesprochen, aber das hatte ja auch noch Zeit. Er war erst seit einem Jahr fertig mit seinem Medizinstudium, hatte im Haus seiner Eltern gerade seine Praxis eröffnet. Bestimmt würde er es gut finden, wenn seine Ehefrau auch arbeiten ging. Agnes lächelte zufrieden.

Helene schaute sie neugierig an. »So, wie du dich anhörst ... Hast du dich hier etwa schon ernsthaft verliebt? Wer ist es? Vielleicht kenn ich ihn?«

Agnes spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht schoss. Wie gern hätte sie ihre Liebe in die Welt hinausposaunt! Doch zum einen kannte sie Helene ja noch nicht gut, und zum anderen war das mit Gustav und ihr noch nicht offiziell.

»Wir treffen uns bisher nur heimlich«, sagte sie leise. »Ich hoffe aber, dass wir zusammenbleiben und irgendwann heiraten werden. Ich möchte nämlich eine Familie haben! Dazu ein Restaurant, ein schönes Haus und natürlich Reisen machen, etwas von der Welt sehen ...« Sie

seufzte tief auf. In Gedanken sah sie ihre Zukunft schon rosig vor sich liegen.

»Kinder will ich auch mal haben, je mehr, desto besser«, sagte Helene. »Einzelkind zu sein, ist doof, vor allem, wenn man gar keine Verwandten hat. Meine Eltern sind als Flüchtlinge hierhergekommen, sie stammten ursprünglich aus Schlesien, wo meinem Vater eine Gärtnerei gehörte – wahrscheinlich kommt daher auch meine Liebe zu allem, was grünt und blüht.« Sie zuckte mit den Schultern. »Aber bis ich heirate und Kinder kriege, will ich beruflich was erreichen. Die Alte Schmiede, in der ich wohne, ist zum Glück schon lange im Besitz meiner Familie, sodass ich seit dem Tod meines Vaters nur für die jährlichen Grundabgaben sowie Wasser, Strom und Heizöl aufkommen muss. Wenn ich sparsam lebe, kann ich viel Geld zur Seite legen. Und eines Tages dann ...« Sie holte tief Luft.

Agnes wartete darauf, dass Helene weitersprach. »Dann?«, sagte sie, als nichts kam.

Die junge Frau strich mit der rechten Hand über ihre Haare. »Wer weiß? Vielleicht übernehme ich die Nelkengärtnerei irgendwann?«, sagte sie forsch. »Der Chef wird auch älter, seine Tochter lebt in Amerika, es gibt sonst niemanden aus der Familie, der den Betrieb weiterführen könnte. Wenn mir die Gärtnerei gehört – damit würde ich die Tradition meiner schlesischen Familie fortsetzen, verstehst du?«

Agnes zögerte kurz, ehe sie nickte. Setzte sie selbst nicht auch eine Tradition ihrer Familie fort, indem sie Köchin geworden war?

Vom Tal herauf war das Läuten von Kirchenglocken zu hören, es läutete einmal, zweimal – Agnes sprang er-

schrocken auf. »Schon zwei Uhr? Oje, was haben wir uns verquatscht! Ich muss mich zu Hause noch umziehen. Wenn ich mich jetzt nicht beeile, komme ich ausgerechnet am Ostersonntag zu spät zur Arbeit!«

»Dann lauf«, sagte Helene und winkte ihr fröhlich nach.

Nach ein paar Schritten drehte sich Agnes noch einmal um. »Wir sehen uns, o.k.?«, rief sie über ihre Schulter hinweg.

»Na klar!«, erwiderte Helene. »Wäre toll, wenn wir Freundinnen werden!«

So viel Helene und sie oben am Weinberg auch gelacht und geredet hatten – dieser letzte Satz war ernst gemeint, das wusste Agnes im tiefsten Innern. Eine echte Freundin in Goldberg – noch als sie längst in der Küche der Traube stand und Gemüse-Julienne schnitt, fühlte sich dieser Gedanke an wie eine innige Umarmung.

❧ Kapitel 2 ❧

Stuttgart, Anfang Oktober 2024

»Jean-Claude, bist du das?«

Jean-Claude war gerade dabei, sich im hektischen Chaos des Stuttgarter Bahnhofs zurechtzufinden, als er eine bekannte Stimme hinter sich hörte. Er drehte sich um und sah nicht nur in ein, sondern in gleich zwei vertraute Gesichter.

»Martin!« Erfreut machte er einen Schritt auf seinen Kumpel aus Jugendtagen zu. »Und Herrmann – was tut ihr zwei denn so früh schon in Stuttgart?«, fragte er laut gegen den Lärm aus blechern klingenden Durchsagen, schrillen Bremsgeräuschen eines einfahrenden Zuges und lauter Musik aus einer Bluetooth-Box an, zu der ein paar junge Mädchen ausgelassen tanzten. Er schaute vom Sohn zum Vater, während links und rechts Menschen eilig mit Coffee-to-go-Bechern an ihnen vorbeiliefen.

Martins Miene verdunkelte sich für einen Moment. »Ämterkram«, sagte er. »Das dauerte gestern so lange, dass wir hier übernachtet haben.«

»Des isch doch dein alter Schulfreund, oder? Ihr habt zusammen die Winzerlehre gemacht«, sagte sein Vater.

Martin Armbruster nickte. »Ganz genau, das ist Jean-Claude, der Sohn von Agnes.«

»Und der Bruder von unserer Landrätin«, fügte Herrmann Armbruster hinzu und schaute Jean-Claude aus leicht trüben Augen an. »Deine Schwester – des isch a ganz Patente! Und schaffen kann die! Wie die sich für unser Goldberg einsetzt ...« Er schnalzte anerkennend mit der Zunge.

Jean-Claude lachte. »Eleonore war schon immer die Ehrgeizigere von uns beiden!« Eine warme Vorfreude erfüllte ihn bei dem Gedanken, seine Schwester und seine Mutter wiederzusehen. Das letzte Mal hatte er die Familie anlässlich Eleonores Hochzeit vor über zwei Jahren besucht.

Martin zeigte auf eine Rolltreppe zu seiner Linken. »Falls du auch nach Goldberg willst, da unten fährt die S-Bahn. Ich hab mein Auto in Waiblingen am Bahnhof stehen, wenn du möchtest, nehme ich dich das letzte Stück mit.« Noch während er sprach, wurde er grob von einem Jugendlichen in einem Oversized-Hoody angerempelt.

»Pass doch auf, du Grasdackel!«, rief Herrmann Armbruster und reckte drohend eine Faust.

Jean-Claude grinste. Grasdackel – er konnte sich nicht erinnern, wann er diese schwäbische Beschimpfung das letzte Mal gehört hatte.

Der alte Mann schaute ihn wütend an. »Lachst du mich etwa aus? Und überhaupt – was macht ihr Buben hier eigentlich? Müsstet ihr nicht längst in der Schule sein?«

»Schule? Welche Schule?« Jean-Claude sah Herrmann irritiert an. Meinte er die Schule des Lebens?

»Heute früh ist der Unterricht doch ausgefallen, Vater«, sagte Martin beschwichtigend. »Deshalb fahren wir jetzt nach Hause, und den Jean-Claude nehmen wir mit.« Noch während er sprach, bugsierte er seinen Vater sanft, aber

bestimmt in Richtung Rolltreppe. »Beginnende Demenz, und das mit gerade mal fünfundsiebzig«, flüsterte er Jean-Claude zu, während sie nach unten fuhren. »An manchen Tagen ist es besser, an anderen schlechter. Am besten nimmt man es so, wie es kommt.«

Jean-Claude schwieg betroffen.

Der Bahnsteig war rappelvoll. Pendler schauten auf ihr Handy oder starrten müde vor sich hin. Andere aßen einen überteuerten Snack vom Bahnhofsbäcker. Eine richtig gute Butterbrezel – auf die freute er sich riesig, dachte Jean-Claude, als ihm der typische Laugengeruch in die Nase stieg. Doch auf die Fabrikware hier am Bahnhof konnte er gut verzichten, viel lieber wollte er nachher in der Bäckerei Hummel vorbeischaun und –

»Bitte Vorsicht auf Gleis vier, die S-Bahn nach Schorn-dorf fährt ein!«, ertönte eine Frauenstimme vom Band. Hektik brach aus, während sich die Fahrgäste in Position brachten, um in die Bahn springen und einen der begehrten Sitzplätze erhaschen zu können.

»Eine Auszeit willst du dir nehmen? Ausgerechnet in Goldberg?« Martin schaute Jean-Claude stirnrunzelnd an.

Dieser zuckte mit den Schultern. »Ich hatte Heimweh«, sagte er schlicht. »Und ich habe drei Monate frei!« Er grinste. »Mein nächster Job beginnt erst im Januar. Klar hätte ich für meine Auszeit auch irgendeinen Ort im warmen Süden wählen können. Ein kühles Bier in der St. Paul's Bay auf Rhodos, chillen unter Palmen in Montenegro, schwimmen in den Naturwasserpools auf den Azoren ...«

»Oder irgendwo in der Karibik! Einen Winter mal am Strand verbringen – das würde mir gefallen«, unterbrach

Martin ihn seufzend. »Aber unsereiner kommt ja nicht weg, außer, es gelingt mir irgendwann, meine Weinberge huckepack zu nehmen. Und jetzt, wo auch noch Herrmann ...« Er warf seinem Vater einen schrägen Seitenblick zu, wollte offenbar noch etwas sagen, doch da fuhr die S-Bahn ein, und es wurde zu laut für eine Unterhaltung.

Wenig später schaute Jean-Claude auf das Treiben am Bahnsteig hinaus. Frei sein, nicht ortsgebunden – das war einer der Gründe gewesen, warum er nach der Winzerlehre, zu der er sich von seinem Großvater hatte überreden lassen, noch eine Ausbildung zum Koch gemacht hatte.

So schön es im Remstal auch war – schon als jungem Mann war ihm die Welt zwischen den Weinbergen zu eng gewesen. Er war ein Freigeist, er liebte die Abwechslung, den Umtrieb! Das, was die Leute in seinem Heimatort »Tradition« nannten, waren für ihn eher langweilige Routinen. Seine Mutter war damals über seinen Plan, Koch zu werden, überglücklich gewesen – schließlich war sie selbst Köchin und einige ihrer Vorfahren auch. Doch damit hatte seine Entscheidung nur am Rande zu tun gehabt, viel wichtiger war ihm der Aspekt, dass er als Koch überall auf der Welt würde arbeiten können. Und genau das hatte er die letzten fünfzehn Jahre auch getan. Fünf Jahre in Dubai, einige Sommer in Saint-Tropez, die Winter in St. Moritz, etliche Jahre auf sämtlichen Kreuzfahrtrouten des Mittelmeers und eine Zeitlang sogar in Miami. Während seiner Zeit in Dubai hatte er eine eigene Wohnung gehabt, ansonsten immer in einer Bedienstetenunterkunft seines jeweiligen Arbeitgebers gewohnt. *Living like a Rolling Stone* – das hatte ihm gefallen. Mit seinem

offenen Wesen und seiner Lust auf neue Erfahrungen fiel es ihm leicht, auf Menschen zuzugehen. Und die Menschen wiederum mochten ihn. Mochten seine Hilfsbereitschaft, seinen Charme, und nicht zuletzt auch sein leicht verwegenes Aussehen, seinen lockigen Wuschelkopf. Einsam war er nie gewesen, im Gegenteil – wo immer er lebte und arbeitete, fand er auch Freunde. Frauen hatte es natürlich ebenfalls in seinem Leben gegeben, kleine Flirts, aber auch ernsthafte, intensive Partnerschaften. Seine längste Beziehung hatte immerhin drei Jahre gedauert.

Natürlich war das Abschiednehmen jedes Mal, wenn ihn ein neuer Job lockte, schwer. Aber alles hatte eben seinen Preis.

Doch sosehr er sein freies Leben auch schätzte – im Augenblick hatte er es satt. Seit wann dies so war, konnte Jean-Claude gar nicht genau sagen. Es gab keinen Auslöser für dieses Gefühl, weder, dass er im nächsten Jahr vierzig würde, noch, dass etwas Negatives oder auch nur Unerfreuliches vorgefallen war. Im Gegenteil! Seine letzte Stelle in einem Hotel auf einer Azoreninsel war sehr befriedigend gewesen. Aber im Augenblick widerstrebte ihm schon der Gedanke, in einen Flieger zu steigen und weit reisen zu müssen. Erneut Teil eines eingespielten Teams zu werden, erneut die Vorlieben und auch Macken eines Küchenchefs kennenzulernen, sich erneut beweisen zu müssen ... Was in den vergangenen Jahren für ihn eine Herausforderung gewesen war, empfand er derzeit eher als Belastung. Ob er eine Midlife-Crisis hatte, darüber dachte Jean-Claude gar nicht nach. Nach all den Jahren des Ackerns brauchte er einfach mal eine Pause, nicht mehr und nicht weniger. Und sein Geburtsort Goldberg erschien ihm dafür bestens geeignet.

Die S-Bahn fuhr weiter, und als es im Abteil wieder ruhiger war, nahm Martin Armbruster erneut das Gespräch auf. »Deine Mutter freut sich bestimmt sehr über deinen Besuch, was? Gerade jetzt, in dieser schweren Zeit ...«

»Schwere Zeit?« Jean-Claude stutzte.

Sein alter Freund schaute ihn stirnrunzelnd an. »Sag bloß, du weißt das gar nicht? Helene ist gestorben! Heute ist die Beerdigung. Ich hoffe, dass wir es zeitlich noch schaffen ...« Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

»Helene ist tot?« Jean-Claude starrte den Freund fassungslos an. Helene war die beste Freundin seiner Mutter und die Mutter seiner Schulkameradin Fleur. Für ihn als Kind, aber auch später noch als Heranwachsender war Helene eine wichtige Bezugsperson gewesen, vielleicht die wichtigste überhaupt. Und er hatte nicht erfahren, dass sie gestorben war?

Martin nickte traurig. »Der ganze Ort ist geschockt. Irgendwie hatten alle gehofft, sie würde den Kampf gegen den verdamnten Krebs gewinnen. Aber am Ende ist ihr doch die Kraft ausgegangen.«

»Puh, das haut mich jetzt aber um ...« Jean-Claude fuhr sich durch seine welligen Haare. Und während in der goldenen Oktobersonne die Weinberge und altbekannten Orte am Fenster vorbeizogen, wanderten seine Gedanken zurück in seine Kinder- und Jugendjahre.

Wie oft waren seine Schwester Eleonore und er im Sommer nach den Hausaufgaben hoch zu Helenes Weinberghütte gestieft! Helene hatte aus ihrer Hütte ein richtig gemütliches Nest gemacht, mit einem großen Esstisch, einem alten Sofa, einem Küchenbüfett. Sogar einen Bollerofen hatte sie gehabt, auf dem hatte sie im Winter für die Kinder heiße Schokolade gekocht, und über-

nachten konnte man dort oben auch. Seine Schwester war wegen Helenes Tochter Fleur mitgekommen, die beiden Mädchen, zwei Jahre jünger als Jean-Claude, waren beste Freundinnen. Doch während sie zusammen spielten, Malbücher ausmalten oder in späteren Jahren kichernd die *Bravo Girl* und die *Mädchen* durchblättern, war er vor allem wegen Helene auf den Weinberg gekommen. Er hatte Fleurs Mutter so cool gefunden!

Und von Helene hatte er mehr über die Pflege eines Weinbergs gelernt als in den drei Jahren seiner Ausbildung zum Winzer, dachte Jean-Claude. Bei ihr hatte die Arbeit zwischen den Reben stets Spaß gemacht, denn Helene hatte ihn ernst genommen, hatte sich seine jugendlichen Ideen angehört. Außerdem hatte es nach der Arbeit immer eine gute Brotzeit gegeben und ein Glas Wein, für die Jugendlichen natürlich verdünnt mit sehr viel Wasser. Trotzdem, er hatte sich so erwachsen gefühlt! Das Rebenschneiden, das Rebenbinden, das Unkrautjäten – alles, was ihm bei Helene Spaß gemacht hatte, war ihm im Weinberg seiner Familie verleidet gewesen. Denn da hatte sein Großvater Otto Spaich das Sagen gehabt, und der Rest der Familie musste einfach nur spüren. Das war auch dann so geblieben, nachdem er, Jean-Claude, seine Ausbildung zum Winzer beendet hatte. Während Helene auf seinen Rat hin mal eine neue Technik, eine neue Art des Rebenbindens ausprobiert hatte, wollte sein Großvater von all dem »neumodischen Kram« nichts wissen. »Warum sollte ich die Ausbildung dann überhaupt machen, wenn du eh alles besser weißt?«, hatte Jean-Claude den Großvater eines Tages gefragt. Doch Otto Spaich hatte nur gelacht.

»Weißt du noch, wie wir in den Sommerferien abends oft

vor Helenes Hütte am Lagerfeuer gesessen und Kartoffeln und Marshmallows geröstet haben?«, sagte jetzt Martin Armbruster, dessen Gedanken allem Anschein nach auch in die Vergangenheit gewandert waren.

Jean-Claude nickte. »Der Geruch nach den verbrannten Kartoffeln ... Ich habe ihn heute noch in der Nase!«

Martin rückte seinem Vater, der eingnickt war, vorsichtig den Schal zurecht. »Während wir anderen nach Hause mussten, wenn es dunkel wurde, haben Helene und Fleur oben in der Hütte übernachtet. Mann, war ich neidisch auf Fleur! Und wütend auf meine Eltern, die nicht erlaubt haben, dass ich auch mal in unserer Hütte übernachtete.«

»Zwischen eurem Traktor und dem ganzen Werkzeug wäre es auch kaum möglich gewesen«, sagte Jean-Claude lachend. »Aber es stimmt – in Helenes Weinberg war es immer verdammt schön. Oft ist meine Mutter am Spätnachmittag auch noch hochgekommen. Während mein Vater in seinem Büro irgendwelche Abrechnungen machte, saßen Mutter und Helene auf der Bank vor der Hütte und quatschten.« Jean-Claude grinste.

Auch Martin lächelte. »Aber deinen Vater – wie lange ist er jetzt schon tot, zwei Jahre? – hat man dafür so gut wie nie im Weinberg gesehen. Dass Gustav so gar kein Interesse am Weinbau gezeigt hat, war für deinen Großvater Otto wahrscheinlich ein ziemlich harter Schlag.«

Jean-Claude zuckte mit den Schultern. »Ja, ja, mein Großvater! Wenn Helene eins ihrer Lagerfeuer entzündet hat, hat er immer Zeter und Mordio geschrien. ›Die Frau fackelt irgendwann noch all unsere Weinberge ab!« war sein Standardspruch.«

Die Männer grinsten sich an. Dann sagte Martin schul-

terzuckend: »Für deinen Großvater gab es sein Leben lang nichts Wichtigeres als die Goldberger Weinberge. Es stimmt – Otto Spaich war ein Despot, er ließ keine Meinung außer der seinen gelten. Ich bin froh, dass er weder mein Vater noch mein Großvater war!«

Jean-Claude verzog den Mund.

»Aber Otto hat Goldberg ab den sechziger Jahren zu dem Weinort gemacht, der er heute ist. Und obwohl wir von der Rebfläche her sehr viel weniger zu bieten haben als die größeren Weinorte hier im Remstal, müssen wir uns vor niemandem verstecken«, fuhr Martin fort. »Unsere Genossenschaftskellerei hat bisher gute Arbeit geleistet, wir konnten viele historische Traditionen bewahren, und unser Trollinger gehört zu den besten überhaupt!« Der Stolz in Martins Stimme war nicht zu überhören. Er schaute Jean-Claude fragend an. »Hast du es denn wirklich nie bereut, damals alles hingeworfen zu haben? In der Ausbildung hast du zu den Besten gehört – du hättest mit eurem Weinberg richtig durchstarten können.«

Jean-Claude lachte spöttisch auf. »Mit dem Großvater im Nacken? Ich hätte mich da nie und nimmer entfalten können. Außerdem – Winzer ist kein Beruf, sondern eher eine Berufung, ein Lifestyle. Dafür muss man geboren sein, so wie du.«

Martin lächelte. »Du willst mir doch nicht erzählen, dass das Leben als Koch einfacher wäre! Wir Winzer können in der Regel am Wochenende und an Feiertagen unsere freie Zeit genießen – ihr Köche müsst jedoch auch dann arbeiten. Für mich wär das nichts.«

Jean-Claude sah Martin grinsend an. »Dann haben wir ja beide alles richtig gemacht, oder?«

Sein alter Freund schnaubte. »Bisher ja. Aber ob das so

weitergeht? In der gesamten Weinbranche läuft es nicht gut, und erste Auswirkungen bekommen wir im Remstal auch schon zu spüren. Der Kostendruck, der Personalmangel, immer neue Vorschriften ...«

Jean-Claude nickte vage. Er hatte in den letzten Jahren nicht viel davon mitbekommen, was sich in Deutschland im Allgemeinen oder in Baden-Württemberg im Besonderen änderte. Und was in der Weinbranche abging, war ihm eh gleichgültig gewesen – wenn überhaupt, waren für ihn viel mehr die Entwicklungen in der Gastronomie interessant.

»Aber die Goldberger Winzergenossenschaft ist doch bestimmt hilfreich, oder?«, fragte er, um ein wenig Interesse bemüht.

Martin runzelte die Stirn. »Unsere Genossenschaft hat nur noch vierundzwanzig aktive Mitglieder, und von denen denkt der eine oder andere sogar schon ans Hinschmeißen. Mit noch weniger Mitgliedern wären die Ausgaben für den Genossenschaftskellermeister, den Unterhalt der Kelter, die Werbemaßnahmen und so weiter einfach nicht mehr zu tragen. Wenn jetzt tatsächlich zwei oder drei der aktiven Leute austreten, dann war's das mit der Genossenschaft.«

Jean-Claude runzelte die Stirn. »Aber was machen die restlichen Winzer dann mit ihren Trauben, wenn sie sie nicht mehr in der Kelter abgeben können? Bei den kleinen Rebflächen kann man sich eine eigene Produktion doch gar nicht leisten! Und viele haben vom Weinmachen auch gar keine Ahnung. Wenn ich da nur an meine Mutter denke ...« Seine Mutter hat mit dem familieneigenen Weinberg noch nie viel anfangen können, sie kümmerte sich nur aus reinem Pflichtgefühl um die Reben. Jean-

Claude verspürte einen Anflug von schlechtem Gewissen.

Martin nickte ernst. »Oh, es gibt schon den einen oder anderen im Ort, dem ich es zutrauen würde, einen guten Wein zu machen. Aber bisher sind Klaus Konrad und ich die Einzigen, die auf die Direktvermarktung setzen. Deshalb sind wir zwar nicht auf die Genossenschaft angewiesen, trotzdem sind wir von Beginn an Mitglieder gewesen und wollen sie unbedingt erhalten. Denn wenn es sie nicht mehr gibt, dann bedeutet das quasi das Ende von Goldberg als bedeutender Weinort.«

»Das ... Das wäre ja furchtbar!«, platzte Jean-Claude heraus.

»Allerdings. Nach dem Tod deines Großvaters war Helene diejenige, die sich um alles gekümmert hat. Sie ist zwar nie Vorsitzende der Winzergenossenschaft gewesen – dazu hatte sie keine Lust –, aber sie hatte ihre eigene Art, die Leute zu motivieren, zusammenzubringen, und auch bei der Stange zu halten, wenn mal alles nicht so easy war. Manch einer hofft nun, dass Fleur in die Fußstapfen ihrer Mutter tritt. Ich bin da ehrlich gesagt ein wenig skeptisch ...«

Jean-Claude wartete, ob Martin seine Bemerkung weiter ausführen würde. Als nichts kam, sagte er: »Fleur ist ja außerdem sicher völlig neben der Spur. Die Ärmste! Die Vorstellung, Helene nie mehr wiederzusehen, macht selbst mich echt traurig. Wie elend muss sich da erst Fleur fühlen?«

Martin nickte. »Sie war bis zum letzten Atemzug für Helene da. Wir anderen Winzer haben ihr einiges an Arbeit im Weinberg abgenommen, sonst hätte sie das nicht geschafft. Deine Schwester und deine Mutter ste-

hen ihr bestimmt auch jetzt bei.« Er schwieg für einen Moment, dann sagte er: »Die Beerdigung ist um elf. Ich lade nur kurz meinen Vater zu Hause ab, dann fahre ich hoch in den Friedwald. Soll ich dich mitnehmen?«

Jean-Claude nickte.

Allein lassen könne er seinen Vater nicht mehr, das sei einfach zu gefährlich, erklärte Martin Jean-Claude, als sie schließlich im Auto saßen. Das letzte Mal, als er es während der Traubenernte gewagt hatte, habe Herrmann den Grill angeworfen, um wie früher einen Schwung Rote Würste für die Erntehelfer zu grillen. Als Martin dazugekommen war, hatte der Grill schon angefangen zu brennen, und Herrmann hatte hilflos danebengestanden. Da er seinen Vater aber auch nicht mit zu der Beerdigung nehmen wollte, würde eine junge Frau auf ihn aufpassen.

Jean-Claude schwieg. Dass ausgerechnet der blitzgescheite Herrmann, der immer für einen Witz gut gewesen war, an Demenz litt, war mindestens genauso ein Schock für ihn wie Helenes Tod.

Als sie beim Weingut Armbruster und Sohn, das ein Stück außerhalb von Goldberg lag, in den Hof einbogen, saß Herrmanns Betreuerin schon auf der Treppe zur Eingangstür des vorderen Hauses. Sie trug In-Ear-Kopfhörer und schien mit geschlossenen Augen laute Musik zu hören, jedenfalls bemerkte sie das Auto erst, als es kurz vor ihr anhielt.

Martin schloss die Haustür auf und führte seinen Vater ins Haus.

»Ich komm gleich wieder!«, rief Martin Jean-Claude zu.

Er stieg ebenfalls aus, lehnte sich gegen Martins Auto und ließ seinen Blick müßig über das Anwesen schweifen.

Das Weingut bestand aus zwei hintereinanderliegenden Wohnhäusern, zwischen denen ein Garten lag. Dort wuchs ziemlich viel Unkraut, wie Jean-Claude erkannte. Auf der anderen Seite des gepflasterten Hofes gab es eine alte Scheune, an die sich ein Flachdachanbau anschloss. An dessen Tür war ein hölzernes Schild mit der Aufschrift »Vinothek« befestigt. Der unterirdische Weinkeller, in dem sich die Fässer und Stahltanks befanden, war auch von der Scheune aus durch eine steile Treppe zu erreichen, erinnerte sich Jean-Claude. Es schien Ewigkeiten her, dass er das letzte Mal hier gewesen war! Kurz zuvor hatte Martins Frau Ute ihn verlassen, weil sie sich ihrer Ansicht nach hier nicht genügend hatte verwirklichen können. Martin war damals am Boden zerstört gewesen. Ob es inzwischen eine neue Frau in seinem Leben gab?, fragte sich Jean-Claude.

Da Martin noch nicht wieder zum Vorschein gekommen war, ging er zu der Vinothek hinüber, um die Ausgänge in einem Glaskasten zu lesen, der neben der Tür hing. Offenbar produzierte der alte Freund seinen Wein ziemlich erfolgreich, stellte er fest, als er diverse Pressemitteilungen studierte. Fünf Sterne hier, eine Trophy da, eine Auszeichnung im bekanntesten Weinführer Deutschlands – Martin hatte es echt drauf!

In dem Moment trat Martin aus dem Haus, nun in einen schwarzen Anzug gekleidet. Er sah erschöpft aus.

»Wenn ich das alles sehe – ganz schön cool, was du alles erreicht hast.« Jean-Claude zeigte auf den Schaukasten.
»Hut ab!«

Martins Züge glätteten sich. »Wein ist nun mal meine Leidenschaft. Wenn du mich demnächst besuchen kommst, trinken wir gemütlich ein Glas Riesling oder Trollinger

zusammen, o.k.?«, sagte er. Kameradschaftlich legte er dann einen Arm um Jean-Claudes Schultern. »Komm, wir müssen los! Helene hat es gehasst wie die Pest, wenn jemand zu spät kam.«

❧ Kapitel 3 ❧

Der Friedwald lag in südlicher Richtung ein gutes Stück von Goldberg entfernt und oberhalb der Weinberge, die sich über etliche Kilometer erstreckten.

»O Mann, dass ich gleich nach meiner Ankunft in Goldberg zu einer Beerdigung gehen muss ...«, sagte Jean-Claude, während sie auf der Serpentinestraße den Berg hinauffuhren. Er konnte die Rebzeilen seiner Familie inmitten des nicht enden wollenden Meers aus Reben nicht sofort orten, wusste aber noch, dass Helenes Weinberg direkt neben dem ihren lag und dass an Helenes Rebzeilen anschließend Martin eine große Parzelle gehörte.

»Ich dachte, ich gehe mit meiner Mutter erst mal nett Mittag essen, besuche dann meine umtriebige Schwester und ihren Mann ... Ich hab mit Elias noch keine fünf Sätze gewechselt! Bei der Hochzeit der beiden fand ich ihn sehr sympathisch. Aber da ich am nächsten Tag wieder wegmusste, blieb keine Zeit für ein ausführlicheres Gespräch.«

»Tja, wenn du immer gleich wieder abhaust ...«, sagte Martin grinsend. »Den Elias kenn ich auch nur vom Sehen, aber er ist hier im Ort sehr beliebt. Anscheinend ist er auch sehr erfolgreich als Maler.« Martin ließ die Seitenscheiben hinunter. »Riechst du diesen säuerlich-metallischen Geruch? Nach von Wildschweinen aufge-

wühlter Erde, nach feuchtem Herbstlaub und vergorenen Trauben ... So riecht es nur im Weinberg, und das auch nur im Spätherbst nach der Ernte.« Er holte tief Luft.

»Ich wusste gar nicht, dass du so ein Poet bist«, frotzelte Jean-Claude, während er in einer besonders engen Kurve in den Sitz gedrückt wurde. Doch auch er nahm einen tiefen Atemzug. Er hatte tatsächlich vergessen, wie wunderschön es hier war. Lächelnd ließ er seinen Blick über die herbstlich verfärbten Rebstöcke schweifen. Wie musste es sich wohl anfühlen, derart verwurzelt zu sein mit einem Stück Land?, fragte er sich stumm.



»Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes ...« Der bärtige Pfarrer machte das Zeichen des Kreuzes, dann zog er ein Taschentuch aus dem Jackenärmel und begann, seine Nase zu putzen.

»Amen!«, erwiderte die Trauergemeinde. Geduldig warteten die Versammelten, bis Pfarrer Enzinger weitersprechen konnte. Es war nicht das erste Mal während seiner Rede, dass er stockte.

Helene und er waren gut befreundet gewesen – sie nun unter die Erde zu bringen, war für ihn gewiss nicht leicht, dachte Fleur. Aber die Vorstellung, dass jetzt *sie* da vorn stehen müsste, war ihr unerträglich. Dabei war sie es als Trauerrednerin gewohnt, an Gräbern zu sprechen – hier im Friedwald und auf dem Friedhof. In einer Kleinstadt mit knapp über dreizehntausend Einwohnern kannte man viele von ihnen, entsprechend waren ihr auch die Verstorbenen oftmals nicht fremd. Manchmal half ihr das

beim Verfassen der Trauerreden, aber wenn sie die oder den Verstorbenen näher gekannt hatte, musste sie ihren eigenen Kummer robust beiseiteschieben, um gut arbeiten zu können. Aber eine Rede am Grab ihrer Mutter? Das hätte sie bei aller Selbstbeherrschung nicht geschafft.

Nicht von Friedhofsmauern eingeeengt, sondern in der Natur wolle sie beerdigt werden, hatte Helene sich gewünscht. Ohne Blumenschmuck, ohne Musik, lediglich begleitet vom Zwitschern der Vögel. Und so war ihre Wahl auf den Friedwald gefallen.

Fleurs Blick wanderte zwischen den Bäumen hin und her, deren Rinden golden in der Sonne leuchteten. Ihre Augen ruhten kurz auf einer vereinzelt stehenden Birke, die mit ihrer weißen Rinde wie ein Fremdling zwischen all den Herbstfarben wirkte. Wäre die zarte Birke als letzte Ruhestätte ihrer Mutter besser geeignet gewesen?, fragte sie sich und schaute dann auf die mächtige Eiche vor sich, in deren Schatten Helenes Urne begraben wurde.

Ihre Gedankengänge wurden unterbrochen, als sie sah, wie zwei Männer hastig und mit großen Schritten auf die Trauergemeinde zugelaufen kamen. Der eine Mann war Martin. Er hatte vorher schon angekündigt, dass er es eventuell nicht rechtzeitig schaffen würde. Ein Termin in Stuttgart, wo ein Heimplatz für seinen Vater frei geworden war.

Fleur kniff die Augen zusammen, um im grellen Sonnenlicht erkennen zu können, wer der zweite Mann war. Die braunen Locken, der lässige Gang, das Kinn dabei immer wieder nach oben gereckt ... Das war doch Jean-Claude?

Wie schön, dass Eleonores Bruder extra von wer weiß woher gekommen war, um Helene die letzte Ehre zu er-

weisen! Während Martin es geschafft hatte, im schwarzen Anzug zu erscheinen, trug Agnes' Sohn Jeans und eine olivfarbene Jacke. Wahrscheinlich war er direkt vom Flughafen hergefahren, dachte Fleur. Hatte Agnes nicht gesagt, er würde derzeit in einem Hotel auf einer Azorensinsel arbeiten?

So perplex, wie Agnes dreinschaute, schien sie mit Jean-Claudes Erscheinen ebenfalls nicht gerechnet zu haben. Und auch Eleonore warf ihrem Bruder einen erstaunten Blick zu.

Doch gleich darauf war die Aufmerksamkeit aller wieder auf den Pfarrer gerichtet.

»Möge die Verstorbene in Frieden ruhen!«, beendete dieser gerade seine Trauerrede. Tief Atem holend, schaute er in die Runde. »Ich lade Sie nun im Namen von Helenes Tochter dazu ein, Ihre ganz persönliche Erinnerung an Helene mit uns zu teilen.« Der Pfarrer machte eine freundlich auffordernde Handbewegung in Richtung des Urnengrabs. Daneben lag auf einem Moosbett ein Herz aus sattbraun glänzenden Kastanien. Kränze und Blumensträuße waren hier zwar verboten, doch der Friedwaldgärtner dekorierte die Gräber stets liebevoll mit dem, was die Natur gerade hergab.

Da sich zunächst niemand traute, den Anfang zu machen, trat Eleonore nach vorn. Sofort waren alle Augen auf die beliebte Landrätin gerichtet.

Eleonore strich sich einmal durch ihre blonden Locken, rückte ihren Schal zurecht, dann begann sie zu sprechen. »Ich war vielleicht sieben oder acht Jahre alt, genau weiß ich es nicht mehr, als die Eisheiligen im Frühjahr gewaltig zuschlugen. Ein Großteil der Reben war erfroren, entsprechend schlecht gelaunt waren die Erwachsenen ...«

Raunen kam auf, Köpfe nickten – offenbar erinnerten sich viele an jenes schlimme Winzerjahr.

»Alle arbeiteten hektisch daran, die nicht erfrorenen Reben zu erziehen, zu düngen oder sonst was zu tun, um später im Jahr wenigstens eine Teilernte einfahren zu können«, fuhr Eleonore fort. »Für uns Kinder hatte niemand Zeit und Geduld, ganz gleich, wo wir in den Weinbergen auftauchten – überall sind wir weggeschickt worden. Lediglich in Helenes Weinberg waren wir immer willkommen. Einmal ging sie mit uns Kindern zu ihren buschigen Himbeersträuchern und zeigte auf die vielen kleinen Fruchttansätze. ›Immerhin sind die Himbeeren verschont geblieben – auf die freuen wir uns umso mehr‹, sagte sie.« Eleonore lächelte versonnen. »So war Helene! Anstatt sich über etwas Schlechtes aufzuregen, hat sie sich immer auf das Gute konzentriert. Ich bemühe mich, es ihr gleichzutun. Manchmal klappt es besser, manchmal schlechter. Aber Helene mit ihrer positiven Art war mir immer ein Vorbild, und das wird sie mir auch bleiben.«

Die Versammelten murmelten zustimmend. Fleur warf ihrer Freundin einen dankbaren Blick zu.

Ein Mann, der einen Dackel an der Leine mit sich führte, trat nun an die Eiche. Es war Karl Bäuerle, der Postbote von Goldberg. Nach einem kurzen Zögern sagte er: »Wenn ich wegen eines Fußballspiels nach Stuttgart ins Stadion wollte, hat Helene immer auf den Joshi aufgepasst, dafür bin ich ihr sehr dankbar. Und der Joshi hat sich immer wohl gefühlt bei ihr.« Mit einem Seufzer verweilte der Postbote noch für einen Moment an Helenes Grab. Doch als sein Dackel Anstalten machte, sein Bein an dem Baum zu heben, zog sein Herrchen ihn eilig davon.

Fleur atmete auf. Das hätte noch gefehlt!

Als Nächste trat Vicky Blum, der der Blumenladen am Marktplatz gehörte, nach vorn. »Helene hat mir oft Blumen ins Geschäft gebracht. ›Du trägst Eulen nach Athen‹, habe ich zu ihr gesagt. Aber sie meinte nur: ›Einer Floristin schenkt doch sonst niemand Blumen, da bekommst du eben welche von mir!‹« Vicky legte eine Hand an die raue Rinde der Eiche. »Mach's gut, Helene, du fehlst schon jetzt. Und deine Blumen auch ...«

Nun löste sich Agnes Spaich aus der Gruppe der Trauernden. Jean-Claude wollte seine Mutter stützen, doch sie schüttelte leicht ärgerlich seine Hand ab und trat allein nach vorn. Fleur und Eleonore tauschten einen unauffälligen Blick. Agnes ging ihre Selbständigkeit über alles – weder Eleonore noch sie, Fleur, hätten es gewagt, ihr eine stützende Hand zu reichen. Aber woher sollte Jean-Claude das wissen? Er lebte schließlich schon seit Ewigkeiten nicht mehr hier.

Müde sah er aus, wahrscheinlich war er die Nacht durch unterwegs gewesen, dachte Fleur. Und ein paar erste graue Haare konnte sie in seiner Wuschelmähne auch erspähen. Als Agnes nach einem Moment des Innehaltens zu sprechen anhub, brach Fleur ihre heimliche Inspektion ab.

»Immer, wenn ich mich beklagt habe, dass irgendetwas nicht klappt oder nicht so läuft, wie ich es mir vorgestellt habe, hat Helene zu mir gesagt: ›Wer weiß, wofür das gut ist? Jammern hilft nicht, denk dran – die beste Zeit ist immer jetzt!‹« Agnes zuckte mit den Schultern. »Für diese Einstellung habe ich Helene immer sehr bewundert. Ich tat mich schwer damit, doch inzwischen weiß ich, dass sie recht hatte. Es gilt, jeden Tag in vollen Zügen

zu genießen!« Lächelnd und leichtfüßig ging sie zurück zu Sohn, Tochter und Schwiegersohn.

Die wunderbare Agnes, dachte Fleur und verspürte eine tiefe Dankbarkeit dafür, nach dem Tod ihrer Mutter zumindest noch Eleonores Mutter in ihrem Leben zu haben. Helene und Agnes – beste Freundinnen und doch so verschieden! Agnes als wohlhabende Arztgattin hatte ein von Konventionen geprägtes Leben geführt, während Helene als alleinerziehende Mutter stets hatte schauen müssen, wie sie über die Runden kam. Vielleicht waren es gerade diese Unterschiede, die ihre lebenslange Freundschaft spannend gemacht hatten?

Ein Räuspern ertönte neben Fleur. Dieter Neumann, der Bürgermeister von Goldberg, war neben sie getreten.

Ernst begann er: »Mit Helene Schönberger verlieren wir nicht nur eine engagierte Bürgerin, sondern eine Frau, die immer ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte ihrer Mitmenschen hatte. Ich bin sicher, viele werden mir zustimmen, wenn ich sage: Nach einem Gespräch mit Helene ging es einem immer besser als vorher. Ob nachbarschaftliche Streitigkeiten das Thema waren oder eine geschäftliche Entscheidung, ob jemand einen Rat wollte für seine Tomaten oder Reben – unsere Helene war als Ansprechpartnerin hier bei uns im Ort nicht wegzudenken. ›Du nimmst mir ja die halbe Arbeit fort!‹, hab ich einmal scherzhaft zu ihr gesagt. ›Das ist gut so, dann kannst du wenigstens die andere Hälfte ordentlich erledigen‹, hat sie grinsend geantwortet. Ein Blatt hat Helene wirklich nie vor den Mund genommen!« Der Bürgermeister verzog scherzhaft das Gesicht, während er den einen oder anderen leisen Lacher erntete. Er lächelte wehmütig. »Eigensinnig war sie allerdings, die Helene!«

Während Martin nach der Beerdigung eilig nach Hause fuhr, um nach seinem Vater zu schauen, spazierten Jean-Claude, Eleonore, Agnes und Fleur auf einem der Fußwege durch die Weinberge zurück in die Stadt. Martin hatte Jean-Claude zum Glück versprochen, sein Gepäck zu Agnes' Haus zu bringen. Eleonores Mann Elias war ebenfalls mit dem Auto gefahren, er müsse jetzt dringend eins seiner Gemälde als Wertpaket bei der Post aufgeben, erklärte Eleonore der kleinen Gruppe. Eine Stunde hätten sie am Vorabend damit verbracht, das Bild sicher zu verpacken!

Agnes und Fleur nickten verständnisvoll. Dass Eleonore einen berühmten Künstler geheiratet hatte, darauf waren sie irgendwie ein bisschen stolz.

»Wie schön, dass du zu Helenes Beerdigung gekommen bist«, sagte Eleonore zu ihrem Bruder und nahm Fleur damit die Worte aus dem Mund. »Woher hast du eigentlich davon erfahren? Von Mutter?«

Sowohl Agnes als auch Jean-Claude schüttelten den Kopf. »Ich habe in Stuttgart am Bahnhof Martin und Herrmann getroffen, und während der Fahrt mit der S-Bahn hat Martin mir das mit Helene erzählt«, erwiderte Jean-Claude und zog während des Gehens seine Jacke aus. Die Sonne hatte selbst so spät im Jahr noch eine wärmende Kraft. »Ich bin froh, dass ich dabei sein konnte. Es war eine berührende Trauerfeier. Sorry, dass ich nicht auch ans Grab getreten bin, um ein paar Worte zu sagen«, wandte er sich an Fleur. »Ich habe so viele wunderbare Erinnerungen an Helene! Aber auf die Schnelle habe ich leider nicht die richtigen Worte gefunden ...«

Fleur nickte. »Das mit den Erinnerungen war die Idee vom Pfarrer. Ich fand sie schön, habe aber von Anfang an

klargemacht, dass ich nichts sagen will – und kann ...« Sie spürte, wie ihr schon wieder die Tränen in die Augen stiegen. O Gott, jetzt, nach dem Tod ihrer Mutter, war sie wirklich ganz allein und ohne Familie, dachte sie unglücklich.

»Tut mir leid, dass ich dir wegen all dessen nicht Bescheid gesagt habe. Aber in den letzten Wochen, als Helene im Sterben lag, hatte ich für nichts anderes einen Kopf«, sagte Agnes zerknirscht. »Außerdem dachte ich, du bist auf den Azoren, und das ist ja nicht nur einen Katzensprung entfernt ...« Auch sie kämpfte mit den Tränen. »Umso mehr freue ich mich, dass du hier bist.«

Die nächsten Meter gingen sie schweigend weiter.

»Oben im Friedwald ist Helene ihrem geliebten Weinberg noch über den Tod hinaus nahe«, sagte Fleur irgendwann.

»Und wenn wir ihr Grab besuchen wollen, sind wir vom Weinberg aus in wenigen Minuten dort«, fügte Agnes hinzu. Sie blieb stehen. »Trotzdem, wenn ich einmal sterbe, dann möchte ich richtig altmodisch auf dem Friedhof begraben werden, umgeben von massiven Friedhofsmauern und mit einem schönen großen Stein auf dem Grab.«

»Solche Reden will ich jetzt nicht hören! So fit, wie du bist, wirst du bestimmt hundert«, sagte Eleonore gespielt drohend, doch jeder hörte, dass ihre Stimme zitterte. »Und jetzt du dir, Bruderherz – seit wann bist du zurück? Und was bringt dich hierher, so völlig ohne Ankündigung?«

»Das möchte ich natürlich auch wissen«, sagte Agnes. »Du hättest ruhig anrufen können – ich habe nicht mal ein Bett für dich hergerichtet!«

Jean-Claude lachte. »Genau aus diesem Grund habe

ich nicht anrufen. Ich will dir keine Umstände machen. Mein Bett beziehe ich selbst, und heute Abend koche ich was Schönes für uns, wenn du magst.«

»Jetzt wissen wir aber immer noch nicht, warum du gekommen bist«, insistierte Eleonore.

Fleur grinste in sich hinein. So beharrlich wie Eleonore waren die wenigsten Menschen. Wahrscheinlich war das eine der Tugenden, die zu ihrem guten Ruf als Landrätin beitrugen. Leere Wahlkampfreden? Die hatte es bei ihrer Freundin noch nie gegeben – wenn Eleonore erst einmal mit einem Thema begonnen hatte, dann ließ sie nicht locker.

»Du hast doch nicht etwa ein Burnout?« Agnes schaute ihren Sohn erschrocken an. »Das ist eine typische Krankheit bei Köchen heutzutage!«

Jean-Claude warf seiner Mutter einen liebevollen Blick zu. »Nee, wirklich nicht. Aber ich habe in den letzten Jahren echt hart geackert, da hab ich eine Pause mehr als verdient. Meine nächste Anstellung beginnt erst im Januar, bis dahin habe ich frei. Falls es also für dich in Ordnung ist, würde ich gern so lange hierbleiben«, sagte er.

Agnes runzelte irritiert die Stirn. »Als ob du das fragen müsstest! Mein Haus steht für euch drei immer offen, das wisst ihr doch.«

Als sie Fleurs Elternhaus, die Alte Schmiede, erreichten, blieben die vier unwillkürlich stehen und schauten schweigend auf das Gebäude.

Der Gedanke, das Haus auszuräumen und für einen Verkauf herrichten zu müssen, brach Fleur fast das Herz. Die Alte Schmiede hatte schon Helenes Eltern gehört. Nach deren Tod hatte Helene alles mit viel Liebe nach